
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

11. Jahrgang, 2000, Heft 1/2

„Ich bin korrupt, Du bist korrupt, wir sind korrupt! – oder: Wer ist korrupt?“ Überlegungen zur Korruptionsdiskussion und -definition <i>Karlhans Liebl</i>	5
„Langsam begannen sich meine Zweifel aufzuweichen ...“ – Mechanismen der Neutralisation von Unrechtsbewusstsein in korruptiven Beziehungen <i>Christian Höffling</i>	23
Gefährdete Gastronomen? Gesellschaftliche Konstruktionen der Korruption und ihre (Nicht)Wirkung <i>Thomas Ohlemacher</i>	59
„... denn sie wissen nicht, was sie tun“ – Die Institutionalisierung kommunaler Kriminalprävention im Kriminalpräventiven Rat <i>Frank Berner; Axel Groenemeyer</i>	83
„Kultur der Armut“ oder nur Niedrigeinkommen? – Armut und die Bewältigung finanzieller Probleme <i>Kurt Salentin</i>	116
Dimensionen der Fremdheit. Eine empirische Analyse anhand qualitativer Interviews mit Angehörigen einer Migrantengruppen <i>Boris Nieswand; Ulrich Vogel</i>	140
Die Messung der Kriminalitätsfurcht im lokalen Kontext. Modifikationen des „Standardindikators“ für Kriminalitätsfurcht und Folgen für die Antwortmuster <i>Karl-Heinz Reuband</i>	177



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

„Kultur der Armut“ oder nur Niedrigeinkommen?

Armut und die Bewältigung finanzieller Probleme

von Kurt Salentin

Zusammenfassung

Oscar Lewis' Armutskonzept stützt sich wesentlich auf kulturelle Elemente und umfasst neben materiellen Aspekten soziale Integrationsdefizite, Segregation, Diskriminierung, instabile Familienverhältnisse, Fatalismus, Apathie und defizitäre Problemverarbeitungsmuster. Mit Umfragedaten und unter Verwendung eines stresstheoretischen Instrumentariums geht der Beitrag der Frage nach, ob sich Effekte einer solchen „Kultur der Armut“ in einer nach Einkommenskriterien definierten deutschen Armutspopulation nachweisen lassen. Es erweist sich, dass Arme zwar leicht erhöhte emotionale und intrapsychische Bewältigungsreaktionen zeigen, jedoch nicht weniger problemadäquat mit ökonomischen Alltagsproblemen umgehen als der Bevölkerungsquerschnitt. Dagegen steigt die Wahrscheinlichkeit, in der Auseinandersetzung mit ökonomischen Problemen zugleich mit sozialen und psychischen Stressoren konfrontiert zu werden, mit materiellen Armutsindikatoren deutlich an.

SCHLÜSSELBEGRIFFE: ARMUT – KULTUR DER ARMUT – NIEDRIGEINKOMMEN – STRESSTHEORIE – BEWÄLTIGUNGSVERHALTEN

Abstract

Culture of Poverty or just Low Income – Poverty and Coping with Financial Problems

Oscar Lewis' notion of a “culture of poverty” extends beyond low income to such immaterial dimensions as lack of social integration, segregation, discrimination, instable family patterns, fatalism, apathy and deficient coping inventories. Using survey data and methods developed in stress and coping research, this article addresses the topic of whether effects of a culture of poverty may be proved in the behaviour of the poor German population as defined by income criteria. The poor turn out to cope in a slightly more emotion-oriented manner but they are just as problem focused as the population average. Yet, they are markedly more likely to face social and psychological stressors as they encounter everyday economic shortcomings.

KEYWORDS: POVERTY – CULTURE OF POVERTY – LOW INCOME – STRESS – COPING

1. Fragestellung

Mit Armut ist im Alltagsverständnis und in der sozialpolitischen Behandlung zu meist die Vorstellung der Unfähigkeit verbunden, selbständig für den Lebensunterhalt zu sorgen. Aus dieser Unfähigkeit erklärt sich die Wahrnehmung der Armut als soziales Problem. Wie die regelmäßig wiederkehrende „Faulenzerdebatte“¹, in der den Leistungsempfängern Arbeitsverweigerung infolge eines Übermaßes staatlicher Versorgung unterstellt wird, jedoch beispielhaft zeigt, spielen für den Umgang mit der Armutspopulation Annahmen über die Ursachen der Armut eine entscheidende Rolle. Eine lange Tradition haben Theorien, die in Eigenschaften der Armen selbst Erklärungen für die Existenz und Persistenz der Armut suchen. Der Prototyp solcher Ansätze stammt vom Oscar Lewis (1966), der unangemessene Einstellungen und Verhaltensdispositionen in einer von ihm so genannten „Kultur der Armut“ für die Perpetuierung der Armut verantwortlich machte. Spätere Erklärungsversuche widersprechen jedoch der Subkulturvorstellung. Sie erkennen in der Armut ein gesellschaftlich weit gestreutes Risiko „verzeitlichter“ materieller Benachteiligung ohne defizitäre Persönlichkeitskorrelate. Der folgende Beitrag stellt Ergebnisse einer bundesweiten Haushaltsbefragung zum Umgang mit finanzieller Knappheit in Alltagssituationen vor und sucht darin eine Antwort auf die Frage, ob Arme eher als der Bevölkerungsquerschnitt dazu neigen, ökonomische Chancen zu vertun.

1.1 Armut und Kultur der Armut

Der Aspekt der gesellschaftlichen Ausgrenzung der Armen steht im Zentrum der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Armutskonzepte, allerdings mit sehr unterschiedlicher Akzentuierung. Georg Simmel (1908) sieht Armut gegeben bei einer Unterschreitung gewisser schichtspezifischer materieller Mindeststandards, unterhalb derer die „Voraussetzungen des Standes“ verletzt werden. Insbesondere das Angewiesensein auf Unterstützung signalisiert eine Grenzüberschreitung in das soziale Abseits. Gleichwohl beschreibt Simmel die soziale Position des Armen mit einem Integrationsmodus, dessen Züge er auch für den Fremden skizziert hatte: Er befindet sich wie letzterer in einer so genannten Doppelstellung gleichzeitig inner- und außerhalb der Gesellschaft. Der Arme ist nach materiellen Gesichtspunkten nicht länger Teil einer (unbestimmten) Gruppe, wird indes von dieser wahrgenommen und findet in ihr weiterhin soziale Bezugskategorie und Maßstab.

Oscar Lewis (1966) geht dagegen von fortgeschrittener Desintegration gesellschaftlicher Gruppen in „extremer“ Armut aus. In internationalen Studien in Slums der Metropolen identifiziert er ein Syndrom aus Wertorientierungen, Familienstrukturen und Kontaktmustern, das er wegen seiner Tendenz zur Verstetigung und Reproduktion und abweichender Normen in den Stand einer Kultur erhebt. (In anderen Beiträgen dieser Tradition – siehe die Übersicht in Corcoran et al. 1985 – ist auch von einer Subkultur die Rede.) Ihre Merkmale beschreibt er auf vier Ebenen:

1. Die Armen sind als Gruppe kaum in die Institutionen der größeren Gesellschaft integriert. Die Beziehungen zu deren Institutionen (Polizei, Justiz, Kirche)

zeichnen sich durch residenzielle Segregation, Diskriminierung, Angst und Misstrauen aus. In Slums entwickeln sich Alternativstrukturen zu den Infrastruktur- und Versorgungsnetzen der Gesellschaft (Banken, Geschäfte).

2. Innerhalb der Subkultur – von der allerdings nicht klar wird, ob sie reifizierend als Bezeichnung der Armutsbevölkerung oder analytisch als Bezeichnung der eigentlichen „Kultur“ verstanden wird – herrscht zwar Geselligkeit und manchmal ein unverbindliches Zusammengehörigkeitsgefühl, es fehlt aber an sozialer Organisation und Solidarität. Dieser Mangel trägt wesentlich zur gesellschaftlichen Marginalisierung der Gruppen bei.
3. Familien sind von instabilen, gewohnheitsrechtlichen und legal nicht fixierten Beziehungen zwischen Männern und Frauen geprägt. Es dominieren Alleinerziehenden-Haushalte. Jenseits der Familie existieren kaum soziale Strukturen.
4. Individuen sind von Apathie, Fatalismus, Hilflosigkeit und Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber den Angehörigen anderer Schichten geprägt. „Other traits include a high incidence of weak ego structure...” (Lewis 1966: 23). Sie leben stark gegenwartsbezogen, planen ihre Zukunft nicht und sind kaum in der Lage, Belohnungen aufzuschieben.

Dabei setzt Lewis die Kultur der Armut oder „extreme“ Armut nicht mit Armut oder Deprivation gleich, denn es existieren, wie er betont, stets Gruppen, die unter schlechtesten Lebensbedingungen ihr Dasein fristen, aber sehr wohl einen hohen Organisationsgrad und Solidarinstitutionen aufweisen und mit ideologischer Orientierung ausgestattet sind. Voraussetzungen einer Kultur der Armut sind Geldwirtschaft und profitorientierte Produktion mit Lohnarbeit und gleichzeitig hoher Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung bei geringen Löhnen für Niedrigqualifizierte in einer Gesellschaft, die die Armen nicht in ihre soziale, politische und wirtschaftliche Organisation einbezieht. Voraussetzung ist auch Leistungsorientierung: Die dominante Wertestruktur setzt auf Wohlstandsmaximierung und Aufwärtsmobilität, während niedriger ökonomischer Status mit persönlichen Defiziten erklärt wird und zur Minderwertigkeitseinschätzung führt. Zu einer sich selbst perpetuierenden Kultur werden diese Lebensbedingungen, wenn Marginalisierte die Unmöglichkeit der Aufwärtsmobilität erkennen. Sie reagieren mit Hilflosigkeit und Apathie. Kinder erlernen diese Einstellung in frühen Jahren und sind als Erwachsene unfähig, ihre Resignation abzulegen und zu einer optimistischen oder nur realitätsadäquaten Motivationsbasis zurückzukehren: „Thereafter they are psychologically unready to take full advantage of changing conditions or improving opportunities that may develop in their lifetime“ (Lewis 1966: 21).

Lewis ist viel beachtet, aber auch harsch kritisiert worden. Man wirft ihm vor, leichtfertig von einer Kultur oder Subkultur zu sprechen, weil dieser Begriff eine bereits von der umgebenden Gesellschaft abgetrennte Entwicklung beinhaltet, die ein Eigenleben gewinnt. Es wird weniger bestritten, dass sich unter ungünstigen materiellen Bedingungen fatalistische Einstellungen entwickeln können, als vielmehr, dass diese Einstellungen sich verselbständigen und von Rahmenbedingungen

ablösen (Goetze 1992). Dann wären nämlich die Mitglieder der Subkultur ohne psychologische Korrektur oder „Resozialisierung“ selbst bei verbesserten Angeboten nicht mehr in der Lage, ihre Geschicke aus eigener Kraft zu meistern.

Auf diese Weise gerät Lewis in Gefahr, die originäre Ursache der Misere der Armen in ihren Einstellungen und ihrem Verhalten, eben ihrer „Kultur“, zu finden, statt nach externen Kausalfaktoren wie Arbeitslosigkeit und Chancenlosigkeit zu fahnden (Albrecht 1969; Rommelspacher 1989), ja er liefert im Extrem einer Politik die ideologische Grundlage, die den Armen die Schuld an ihrer Misere gibt. Denn, so die Kritiker, auch im Zustand der vermeintlich verfestigten Armutskultur können deren sichtbare Elemente, etwa die Ablehnung gesellschaftlicher Institutionen, resignative Grundhaltungen, die kurzfristige Handlungsorientierung und die Unfähigkeit, Chancen wahrzunehmen, als Reaktion auf unverändert widrige situative Gegebenheiten herausgebildet worden sein, und es ist nicht notwendig, zu ihrer Erklärung (abweichende) subkulturelle Normen anzunehmen.

Corcoran et al. (1985) bemängeln das Fehlen jeder begründeten Theorie über den Zusammenhang zwischen Motivation (bzw. Motivationsdefiziten) und wirtschaftlichem Erfolg (achievement); in vielen Milieu- und Fallstudien und quantitativen Querschnittsuntersuchungen würde auf Wirkungen von Einstellungskonstrukten zu wirtschaftlichem Handeln nur geschlossen, ohne dass wirkliche Belege vorzuweisen seien. Goetze (1992: 99) kommt zu dem Schluss: „Vor einem kulturellen Determinismus ist aber nachdrücklich zu warnen.“ Und weiter: „Die Debatte um die ‚Subkultur der Armut‘ und die ‚underclass‘ hat gezeigt, dass der Versuch zum Scheitern verurteilt ist, einzelne und isoliert begriffene kulturelle Momente als abstrakte Kausalfaktoren bei der Erklärung von dauerhaften Armutslagen zu bestimmen.“

Doch jenseits der beiden Hauptkritikpunkte, die sich gegen Lewis' Kausalattribution und die Verfestigungsthese wenden, erkennen die Kritiker an, dass der Subkulturansatz zumindest den Rahmen für Beschreibung und Analyse von Armutssphänomenen bedeutend erweitert hat. Dazu gehören die der Individualebene zuzuordnenden Elemente der Kultur der Armut: „Andererseits spielen ohne Zweifel Verhaltens- und Einstellungsaspekte eine näher zu untersuchende Rolle bei der Entwicklung des multidimensionalen Problems der dauerhaften Armutssituation, die allerdings in ihrer Wechselwirkung mit strukturellen, sozialen und ökonomischen Gesichtspunkten sowie den institutionalisierten Umgehensweisen mit spezifischen Armutgruppen zu untersuchen sind“ (Goetze 1992: 100).

Während Lewis seinen Gegenstand primär über eine Kultur, d. h. Einstellungen und Verhaltensmuster, definiert, orientiert sich die gegenwärtige empirische Armutsforschung an materiellen Gegebenheiten. Die Grenzziehung zwischen Armut und Nichtarmut beruht hier alternativ oder ergänzend auf dem Bezug von Sozialhilfe (oder vergleichbarer Leistungen in anderen Ländern), wobei dann von „bekämpfter Armut“ die Rede ist, auf Einkommenskriterien (Einkommensarmut) oder, seltener, auf der Unterversorgung in zentralen materiellen oder immateriellen Lebensbereichen, insbesondere an Defiziten der Ausstattung mit Bildung, Gesund-

heit, Wohnraum, Konsum- und anderen Gütern (dazu z.B. Townsend 1979, die Beiträge zum Sammelband von Döring/Hanesch/Huster 1990, Hauser 1995 und Andreß et al. 1999). Der Sozialhilfebezug bietet sich als Armutskriterium an, weil er zum einen in klassischer Weise das Unterstützungsverhältnis verkörpert und zum anderen problemlos zu operationalisieren ist.

Dagegen unterliegt die Festlegung der Berechtigungsgrenze für diese Leistung hauptsächlich politisch-administrativen Erwägungen und weniger der Wohlstandsentwicklung benachteiligter Personenkreise. Gemeinsam mit Abschreckungs- und Stigmatisierungsmechanismen und Informationsdefiziten resultiert dies in einem Auseinanderklaffen der Gruppe der Leistungsempfänger mit denjenigen, die nach offiziellen oder stärker noch nach unabhängigen Kriterien als bedürftig einzustufen sind. Für die einkommensabhängige Abgrenzung der Armut spricht, dass „Personen dann nicht arm [sind], wenn sie über ein im Familienzusammenhang ausreichendes Einkommen bzw. Vermögen verfügen, denn in einer Marktwirtschaft kann man alle zur Sicherung des soziokulturellen Existenzminimums erforderlichen Güter kaufen“ (Hauser 1995: 4).

Versuche, auch die Unterversorgung mit immateriellen Gütern oder die Nichtverfügbarkeit von Gebrauchswerten (die so genannte Deprivationsarmut, siehe unten) in die Armutdefinition einzubeziehen, verstehen sich in der Regel als Ergänzung und weniger als Konkurrenz zu einkommensbasierten Konstruktionen. Unterschiedliche Armutdefinitionen führen zu unterschiedlichen Armutpopulationen und sozialpolitischen Folgerungen. Wenn es einen Königsweg gibt, dann besteht er aus der vergleichenden Anwendung unterschiedlicher Armutskonzepte (Kanngas/Ritakallio 1998).

Wie die als Kritik an der Kulturthese zitierten Untersuchungen aus den USA (Corcoran et al. 1985) zeigen, werden auch in rein materiellen Armutskonzepten Einstellungsaspekte nicht ausgeblendet, aber andererseits auch nicht zum Definitionskriterium erhoben. Die Leitfrage lautet stattdessen, ob bei der empirisch vorfindbaren Armutbevölkerung besondere Einstellungsmuster gegeben sind. Darum sollte an dieser Stelle betont werden, dass die folgenden Analysen Lewis' Aussagen über die Kultur der Armut nicht wirklich prüfen können, weil sie sich streng genommen auf einen anderen Gegenstand beziehen. Ich hielte eine enge Anlehnung an Lewis auch nicht für sinnvoll.

Während in gegenwärtigen Konzepten Ressourcenknappheit im Vordergrund steht, beschreibt die Kultur der Armut ein Syndrom aus Segregation, Diskriminierung, sozialer Desintegration und Resignation in Verbindung mit benachteiligter ökonomischer Ressourcenausstattung, in dem defizitäre Verhaltensweisen vorzufinden, wenig Informationswert besäße. Selbstverständlich kann die Setzung, die mit der Wahl des Untersuchungsgegenstands erfolgt, wie jede andere Definition nicht richtig oder falsch sein, doch über ihre Zweckmäßigkeit lässt sich streiten. Als Argument für die Ressourcenorientierung und gegen eine einstellungsbezogene Definition führe ich neben der besseren empirischen Abgrenzbarkeit und der Nähe zu wohlfahrtsstaatlichen Konzepten (etwa der Einkommensorientierung der Sozial-

hilfe) ins Feld, dass sie es ist, die eher die Bedeutung von *Armut* trifft, wogegen solche Begriffe wie *Problemgruppen* oder *Marginalisierte* besser das charakterisieren, was mit „Kultur der Armut“ gemeint ist. Es geht eben einmal um Armut und einmal um Kultur.

Die Einengung des Armutsbegriffs auf spezifische Problemgruppen oder Stadtviertel unterschlägt die Vielfalt der Ursachen und Erscheinungsformen von Armut in der Gegenwart (vgl. Bundesregierung 2001; Hanesch/Krause/Bäcker 2000; Ludwig/Leisering/Buhr 1995): 1. Die ökonomische Ungleichheit wächst, und insbesondere Arbeitslosigkeit bedroht breite Bevölkerungsschichten. 2. Infolge tief gehender Veränderungen familialer Lebensformen steigt die Zahl der Einelternteilfamilien. Sie unterliegen alleine aufgrund ihres ungünstigen Verhältnisses von ökonomisch Aktiven zu Versorgten bei fehlenden sozialstaatlichen Ausgleichsleistungen einem erhöhten Armutsrisiko. 3. Auch sog. vollständige Familien weisen finanzielle Nachteile gegenüber Single- und Doppelverdienerhaushalten auf, und Kinder stellen generell ein Armutsrisiko dar. 4. Der hohe Anteil ausländischer Arbeitsloser und Sozialhilfeempfänger weist auf ethnische Spaltungen der Gesellschaft hin. Mit diesen vier Gruppen als Schwerpunkt, die zwar je nach Abgrenzungskriterium dem Anteil nach schwanken, nicht aber als Konstituenten dem Grunde nach in Frage gestellt sind, besitzt die Armutspopulation eine von der Kultur der Armut grundsätzlich verschiedene Struktur.

1.2 Die Stresstheorie Lazarus'

Ob auch diejenigen Armen, die nach materiellen Kriterien identifiziert werden können, Merkmale aufweisen, die der Kultur der Armut anhaften sollen, ist empirisch zu prüfen. Hier wird dies mit dem Instrumentarium der Theorie der Stressverarbeitung nach Lazarus und nach Pearlin geschehen. Der Grund dafür ist in der reichhaltigen Erfahrung mit der von dieser Theorie angeleiteten empirischen Untersuchung des Bewältigungsverhaltens gegeben. Einerseits ist der Ansatz mächtig genug, um sich auf die Lebenssituation der Armutspopulation als Anwendungsfall beziehen zu lassen, andererseits stellt sie eine erprobte Dimensionierung des Gegenstandsbereichs und ein anpassungsfähiges Operationalisierungsschema zur Verfügung.

Schlüsselbegriffe der Theorie sind Belastung (oft auch als Stress bezeichnet) und Verarbeitung (Coping). Als Belastung gilt jede Anforderung an das Individuum, die dessen Ressourcen beansprucht oder überfordert. Belastungsverarbeitung ist dann jede Auseinandersetzung mit dieser Belastung mit dem Ziel, sie zu überwinden, zu kontrollieren, auszuschalten oder auszuhalten, sei es durch handlungsorientierte oder intrapsychische Weise (Lazarus/Launier 1978: 311). In vielen Untersuchungen wird der Stellenwert der kognitiven Verarbeitung des belastenden Stimulus (Lazarus/Folkman 1984; Folkman et al. 1986a, 1986b) beleuchtet. Anders als in deterministischen biologischen Modellen angenommen, erweist sich die Kontingenz der Reaktion auf einen gegebenen Belastungsreiz und deren Abhän-

gigkeit von subjektiver Bewertung als konstitutives Merkmal menschlicher Stressreaktionen und als zentraler Bestimmungsfaktor der resultierenden Stressintensität.

Für die vorliegenden Zwecke ist eine in diesem Ansatz entwickelte, zunächst faktorenanalytisch konstruierte Klassifizierung der Bewältigungsreaktionen in problemorientiertes (oder instrumentelles) und emotionsorientiertes (oder palliatives) Verhalten von Belang. Vielfach ist auch von Funktionen des Coping die Rede: Während problemorientiertes Verhalten eine Veränderung der belastenden Situation bewirkt – idealerweise die Lösung des Problems –, dient emotionsorientiertes Verhalten dem Management der entstandenen Belastungsemotion durch Evasion oder Veränderung der kognitiven Repräsentation des Belastungsreizes, der Situationsbewertung oder der Ziele des Individuums (Perrez/Reichert (1992:28). Die unglückliche Wahl der beiden Bezeichnungen suggeriert, Emotion gehöre nicht zum Problem, und es wäre sicher passender, statt von Problemorientierung von Situationsorientierung zu sprechen.

Die Stresstheorie kann sich angesichts der Variabilität beobachteter Kontexte einen Verzicht auf eine generelle Festlegung der „Angemessenheit“ des einen oder des anderen Reaktionstyps erlauben. Doch abgesehen von einem in manchen Kontexten gegebenen intrinsischen Koppelungsgebot der Art, dass gewisse emotionale Stabilisierungsmaßnahmen Voraussetzung der proaktiven Problemlösung sind, unterliegt die Bewertung bestimmter Reaktionsmuster starker gesellschaftlicher Normierung und existieren in Gegenwartsgesellschaften beispielsweise für den Umgang mit ökonomischen Stressoren eindeutige Verhaltenserwartungen, was allerdings wie zahlreiche andere soziale Einflüsse auf die individuelle Reaktion von der Stresstheorie selbst nie thematisiert wird.

Es ist etwa dem als Hilfeempfänger von der Reziprozität gesellschaftlicher Leistungen ausgeschlossenen und daher ohnehin einiger Rechte und Freiheiten beraubten Armen (dazu Coser 1992) nicht ins Belieben gestellt, sich in Konfrontation mit drohender oder eingetretener Arbeitslosigkeit dem Zwang zur Verwertung seiner Arbeitskraft zu entziehen, vielmehr wird zielstrebige Initiative zur Platzierung auf dem Arbeitsmarkt erwartet. Folglich sind Lohnersatz- wie andere wohlfahrtsstaatliche Leistungen oft mit einer Missbrauchsvermutung – dem Verdacht der fahrlässigen oder intentionalen Unterlassung problemorientierter Reaktionen – verbunden: neben der Annahmen der Kulturdebatte ein weiterer Grund, das Verhalten der Armen zu untersuchen.

An dieser Stelle lässt sich aus dem Fundus der Aussagen über die Kultur der Armut eine Hypothese ableiten, die, in die Terminologie der Stresstheorie gekleidet, wie folgt lautet: *Das Verhaltensrepertoire der Armen ist weniger als das eines Bevölkerungsquerschnitts geeignet, ökonomische Belastungssituationen zu bewältigen, Lebensbedingungen zu verändern und Chancen wahrzunehmen. Sie neigen zu evasiven und emotionsbezogenen Reaktionen auf Kosten problemorientierter Strategien (Hypothese 1).*

Epidemiologische Untersuchungen in den USA (z.B. Dohrenwend 1973) haben bereits sehr früh ein erhöhtes Niveau psychischer und somatischer Auffälligkeiten

bei ethnischen Minderheiten und Armen nachgewiesen. Als Bindeglied zwischen gesellschaftlichen Schieflagen und individueller Symptomatik wird die Tatsache angenommen, dass benachteiligte Gruppen häufiger als andere instabile Lebensverhältnisse ertragen müssen und belastende Ereignisse erleiden. Alternativ werden mitunter anstelle punktueller Vorfälle auch chronische Stressoren wie wirtschaftliche Probleme zur Erklärung herangezogen, etwa von Ulbrich/Warheit/Zimmerman (1989).

Eine zweite Forschungsperspektive (etwa bei McLeod/Kessler 1990) nimmt eine Minderausstattung statusniedriger Gruppen mit Copingressourcen (stressimmunisierende Persönlichkeitsmerkmale und ein Verhaltensrepertoire zur Belastungsverarbeitung) an. Die in den unteren Gesellschaftsschichten steigende Symptombelastung wird nur indirekt mit der Ereignislast in Verbindung gebracht.

Während eine Problembewältigung unter günstigen Umständen Belastungsquellen beseitigen und schon das Auftreten belastender Situationen abwenden oder ihre Auftretenshäufigkeit senken könne, perpetuiere im schlimmsten Fall emotionsorientiertes Verhalten die Ursachen und erhöhe die subjektive Belastungsintensität. Dies mag eine für viele Lebensbereiche zu sehr vereinfachte Darstellung sein, insbesondere, wenn Auseinandersetzungen mit individuell unkontrollierbaren Stressquellen stattfinden. Nichtsdestoweniger entbehrt die These, erfolgreiches Coping könne die Bewältigung akuter Belastungen unnötig machen, weil diese bereits im Vorfeld angegangen wurden, gerade im Kontext ökonomischer Probleme nicht einer gewissen Plausibilität. Wenn die Vermutung zutrifft, müsste das Belastungsaufkommen der Armen überdurchschnittlich hoch sein.

Für eine empirische Prüfung formuliert lautet die Annahme: *Arme erfahren mehr ökonomische Belastungssituationen als der Bevölkerungsdurchschnitt (Hypothese 2).*

2. Daten

Die analysierten Daten entstammen der DFG-finanzierten Umfrage „Alltag in Deutschland“ aus dem Jahr 1994 (Details in Andreß et al. 1999). Sie richtete sich an die Wohnbevölkerung im erwerbsfähigen Alter zwischen 25 und 65 Jahren in repräsentativen Kommunen der alten und neuen Bundesländer. Die Erhebung wurde als postalische Befragung mit einem selbsterklärenden Fragebogen durchgeführt. Von 3549 versandten Fragebögen (bereinigtes Brutto) wurden 784 ausgefüllt zurückgeschickt, was einer Antwortquote von 22,1 Prozent entspricht.

Der in anderen Repräsentativumfragen meist nicht angemessen vertretene untere Einkommensbereich wurde durch disproportionale Schichtung überrepräsentiert, um zuverlässige, d.h. auf hinreichend großen Fallzahlen beruhende, Aussagen über Niedrigeinkommensbezieher zu ermöglichen. Durch Gewichtung werden in den Auswertungen die statistisch korrekten Proportionen wieder hergestellt. Obwohl mit diesem Verfahren die Zahl auswertbarer Fälle erhöht werden konnte, enthält

die Stichprobe nach Gewichtung weniger Sozialhilfebezieher und Arbeitslose als die Wohnbevölkerung nach offiziellen Statistiken (Details in Salentin 1999).

Operationalisierung der Situationsmodule. Wichtige Vertreter der Stressforschung bezweifeln die Existenz habitualisierter Verhaltensmuster im Umgang mit Stressoren. In Absetzung von der Vorstellung fest programmierter Reiz-Reaktionsketten in biologischen Ansätzen gehen sie von kontextbezogen funktionierenden kognitiven Bewertungsinstanzen aus. Für die Modellierung entsprechender Inhalte zu Erhebungszwecken ergibt sich aus diesem Axiom die Forderung nach größtmöglichem Situationsbezug und nach einem Verzicht auf kontextübergreifend generalisierende Items sowie letztlich nach situationspezifischer Analyse.

In der Umfrage „Alltag in Deutschland“ wurden daher in Vignettentchnik (Alexander/Beker 1978; Finch 1987; Rossi/Nock 1982) fünf Situationen präsentiert, die in anschaulicher Weise eingeführt einerseits einen gewissen Realitätscharakter besitzen und für die Probanden möglichst mit eigenen Erfahrungen verknüpft und andererseits mit einem spürbaren Belastungsgehalt versehen sein sollten. Die Beschreibungen im Wortlaut enthält Tabelle 1.

Tabelle 1: *Beschreibung der fünf Situationen*

Restaurant	Freunde von Ihnen wollen ein gutes Restaurant besuchen und möchten, dass Sie mitkommen. Eigentlich wollen Sie nicht, weil Sie sich dieses Essen finanziell nicht erlauben können. Sie schwanken, wie Sie sich verhalten sollen.
Supermarkt	Im Supermarkt sieht Ihr Kind Süßigkeiten oder Spielzeug, das es unbedingt haben möchte. Eigentlich möchten Sie diese Gegenstände aber nicht kaufen. Das Kind quengelt.
Anschaffung	In Ihrem Haushalt steht eine größere Anschaffung an, etwa weil Ihre Waschmaschine kaputtgegangen ist und nicht repariert werden kann. Sie haben aber keine ausreichenden Rücklagen und müssen sich möglicherweise verschulden.
Behörde	Sie begeben sich zu einer Behörde, um eine staatliche Sozialleistung zu beantragen (z. B. zum Arbeitsamt, Sozialamt, Wohnungsamt).
Jobverlust	Im Zuge allgemeiner Sparmaßnahmen werden viele Stellen gestrichen, und auch Ihnen droht Arbeitslosigkeit.

Zur Erfassung des Belastungsaufkommens hatten die Teilnehmer die Frage zu beantworten: „Geben Sie bitte zuerst an, welche der folgende Situationen Sie bereits einmal persönlich erlebt haben, auch wenn das länger zurückliegt“ (Antwortmöglichkeiten: erlebt, nicht erlebt.). Die gewählten Beschreibungen sollten die Vielseitigkeit realer Erfahrungen abbilden, in denen nicht nur ökonomische Aspekte eine Rolle spielen, sondern beispielsweise auch Befürchtungen, das Sichtbarwerden finanzieller Probleme könnte das öffentliche Ansehen der Person beschädigen.

Andere Analysen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, ergaben, dass der Belastungscharakter mancher Erfahrungen sich stärker noch als aus der unmittelbaren Geldknappheit aus deren sozialen Weiterungen speist. Obwohl Verhalten möglichst realitätsnah erhoben werden sollte und dazu am besten die Aussagen der Probanden mit Erfahrung geeignet sind, wurden auch die Teile der Stichprobe in die Analysen einbezogen, die keine Erfahrungen aus erster Hand zu Protokoll gaben. In Tests haben sich keine konsistenten Antwortunterschiede in Abhängigkeit von der Erfahrung herausgestellt.

Verhalten. Aus der Vielfalt der Bewältigungsreaktionen hat als Resultat vieler Studien eine Taxonomie bestimmter Klassen ergeben, die die am häufigsten berichteten Einzelverhaltensweisen umfassen (Tabelle 2).

Tabelle 2: *Reaktionsklassen der Belastungsverarbeitung*

<i>Klasse</i>	<i>Bedeutung</i>
Instrumentelle soziale Unterstützung	Mobilisierung der Hilfe Dritter zur ursachenorientierten Reaktion (anders als emotionale Unterstützung, die u.U. mehr lindernde Wirkungen hat)
Direktes problemorientiertes Handeln	Kalkulation möglicher Lösungen und Entscheidungsfindung, Implementation einer Lösungsoption
Informationssuche	Erkundigung, Strukturierung des Problems, Vorbereitung einer Problemlösung
Flucht, Vermeidung	Zurückweichen vor dem Problem, Flucht vor belastenden Situationen
Emotionale Entladung Wunschdenken	Wutausbrüche, Aggression, Ausleben innerer Anspannung übertriebener Optimismus, unrealistische Hoffnungen auf eine Problemlösung
Selbstverantwortlichkeits- eingeständnis	Vorwurfshaltung gegenüber sich selbst; die Schuld am Problem auf sich nehmen und deshalb andere nicht zur Verantwortung ziehen können
Reizselektion	Ignorieren des Problems oder seiner belastenden Aspekte, selektive Wahrnehmung, etwas nicht wahrhaben wollen
Selbstkontrolle Kognitive Restrukturierung	Unterdrücken des Unbehagens infolge einer Belastung dem Problem irgendeine gute Seite abgewinnen, Werteanpassung, der Belastung durch Abwertung des Unerreichbaren begegnen
Positiver Vergleich	Vergleich mit Personen, denen es schlechter geht als Ego, oder mit Egos schlechterer Vergangenheit
Resignation	Fatalismus, Akzeptieren von Nachteilen ohne Versuche der Problemveränderung

In dieser Untersuchung wurde zu jeder Situation ein Item je Klasse entwickelt. Der Wortlaut entstand in loser Anlehnung an das Original und die deutsche Version eines Instruments der Gruppe um Lazarus (Folkman et al. 1986a; Ferring/Filipp 1989) sowie an die Fragen von Pearlin/Schooler (1978).

Der Itemblock wurde jeweils eingeleitet: „Wie reagieren Sie?“ Die Items wurden in einem vierstufigen Antwortmodus mit den Skalenausprägungen „Auf jeden Fall – wahrscheinlich – eher nicht – auf keinen Fall“ abgefragt. Auf der Grundlage inhaltlicher Überlegungen erfolgte eine Gruppierung der Reaktionen in einer Situation zu einem problem- und einem emotionsorientierten Summenindex. Nach einer faktorenanalytischen Prüfung mussten einige Items aus der Summenbildung ausgeschlossen werden.

Cronbachs Alpha bewegte sich für die problemorientierten Items (bestehend aus Informationssuche, Mobilisierung instrumenteller sozialer Unterstützung und direktem problemorientierten Handeln) zwischen 0.54 und 0.63 (in der ersten Situation nur bei 0.40) und für die emotionsorientierten Items (alle anderen Reaktionsklassen) zwischen 0.51 und 0.69. Die mäßige interne Konsistenz ist bedingt durch die Vorgabe, ein breites Spektrum notwendigerweise heterogener Verhaltensweisen zu erfassen.²

Aufgrund der erwähnten gesellschaftlichen Verhaltenserwartung sind Effekte sozialer Erwünschtheit im Antwortverhalten im Zusammenhang mit bestimmten Situationen – man denke an den Umgang mit Arbeitslosigkeit – nicht auszuschließen (vgl. Mummendey 1987). Weil deshalb zwar insbesondere eine generelle Überschätzung des problemorientierten Verhaltens möglich ist, aber keine Anzeichen auf eine Beeinträchtigung der Zusammenhänge mit der horizontalen Schichtung vorliegen, werden erwünschtheitsbedingte Verzerrungen hier nicht weiter verfolgt.

Einkommensarmut. Wie in der Armutsforschung üblich wird Einkommen als eine im Kontext des Privathaushalts gemeinschaftliche genutzte Ressource betrachtet. Maßgeblich für die Zuordnung eines Haushalts zur Armutspopulation ist die Unterschreitung eines bestimmten verfügbaren Einkommens.³ Das Haushaltseinkommen errechnet sich aus der Summe aller Einkommensarten (Nettoeinkommen aus Erwerbsarbeit, staatliche Sozialleistungen, Vermögenserträge, Unterhaltszahlungen u.s.w.) und wird durch ein an die Vorschriften des Bundessozialhilfegesetzes angelehntes Gewichtungsverfahren mit dem nach Umfang und Zusammensetzung des Haushalts variierenden Bedarf in Beziehung gesetzt.

Die Vergleichsgröße ist dann das verfügbare Einkommen je Verbrauchereinheit, auch als Äquivalenzeinkommen bezeichnet. Als arm gilt nach einer in der deutschen Armutsforschung meist angewandten Definition der Europäischen Union ein Haushalt, wenn er über weniger als 50 Prozent des Durchschnittseinkommens der Bevölkerung verfügt. Zurzeit der Untersuchung fielen beispielsweise ein Einpersonenhaushalt mit weniger als 891 DM Monatseinkommen oder ein Paar mit zwei Vorschulkindern und weniger als 2494 DM unter die Armutsgrenze (zu Details des Berechnungsverfahrens Andreß et al. 1999).

Deprivationsarmut. Einkommen wird als indirekter Wohlstandindikator bezeichnet, weil es nur einen mittelbaren Schluss auf die Lebensverhältnisse zulässt: Die Verwendung des Einkommens variiert, und angesichts temporaler Schwankungen kann bei gleichem aktuellem Einkommen ein durchaus verschiedener Lebensstandard vorliegen, weil in der Vergangenheit unterschiedliche Einkommen bezogen wurden. Daher gibt es Versuche, durch Erfassung etwa der Ausstattung mit langlebigen Konsumgütern und anderer Aspekte des Lebensstandards die Wohlfahrtsposition direkt zu erfassen (zur Übersicht: Lipsmeier 1995). Die vorliegende Untersuchung benutzt einen in seiner Semantik leider recht unanschaulichen Index, der vor allem eine Fehlausstattung mit solchen Bestandteilen des täglichen Lebens abbildet, die in Bevölkerungsumfragen als notwendig für einen akzeptablen Lebensstandard eingestuft wurden. In ihn geht u. a. die Information ein, ob ein Haushalt aus finanziellen Gründen nicht über eine Waschmaschine, ein Auto, ein Telefon etc. (insgesamt 29 Gegenstände) verfügt oder ob ihm finanzielle Rücklagen fehlen. Der Index wird ebenfalls dichotomisiert. Seine Konstruktion ist recht kompliziert, und aus Platzgründen muss für Details auf Andreß et al. (1999: 107 ff.) und Salentin (1999: 143 ff.) verwiesen werden.

Kontrollvariablen. Aus der stressanalytischen Literatur liegen Hinweise auf Einflüsse standarddemografischer Variablen auf das Bewältigungsgeschehen vor, deren Effekte hier ebenfalls berücksichtigt werden sollen. Pearlin/Schooler (1978), Ilfeld (1980) und Fleishman (1984) folgen der paradigmatischen Vorgabe Lazarus', kontextspezifische Reaktionen zu beobachten, und weisen ihre Befunde getrennt für Ereignistypen bzw. Rollenfelder, in denen Belastungen auftreten, aus. Lediglich Billings/Moos (1981) betrachten kontextinvariante Verhaltensmuster.

Im Arbeitsleben und im Kontext finanzieller Probleme versuchen Höhergebildete (und Besserverdienende) die direkte Problemlösung und unterlassen Versuche, Belastungen durch Gefühlsberuhigung, Werteumstrukturierung oder anderweitig emotionsbezogen zu bewältigen. Offenbar sind bessere Bildung, berufsbedingt größere Routine in Problemlösungsprozessen und ein bestimmtes Rollenverständnis für diesen Effekte verantwortlich. Auf das Verhalten bei Problemen in der Ehe oder Elternrolle haben Einkommen und Bildung dagegen keinerlei signifikanten Einfluss – so jedenfalls lesen sich die situationsorientierten Analysen. Billings/Moos (1981) schreiben Bildung und hohem Einkommen uneingeschränkt Effekte zu, die instrumentelles (problemorientiertes) Verhalten wahrscheinlicher und palliatives (emotionsorientiertes) Verhalten unwahrscheinlicher machen.

Dem Geschlecht nach zeigen sich kaum deutliche Reaktionstendenzen, und wenn überhaupt, dann suchen Frauen in verschiedenen Lebensbereichen mehr Rat und Hilfe. Sie haben ferner einen leichten Hang zu kognitiven Vermeidungsstrategien. Folkman/Lazarus (1980) verzeichnen bei Männern mehr problemorientiertes Verhalten unter arbeitsbezogenen Belastungen, erklären das aber mit Unterschieden zwischen Männern und Frauen in den Gegebenheiten der Arbeitsumwelt und weniger mit einer sozialisationsbedingten generellen Vorliebe für Problemlösung bei Männern. Dass Billings/Moos (1981:148) bei Frauen global weniger emotions-

bezogenes Verhalten registrieren, scheint in diesem Zusammenhang ein Einzelbefund zu sein. Es zeichnet sich nicht ab, dass ein Geschlecht durchweg mehr oder weniger problemorientiert reagiert, wie es ein konventionelles Rollenverständnis erwarten lässt.

Je älter in den referierten Analysen die Probanden, desto weniger suchen sie Rat und Hilfe, und desto weniger nehmen sie eine direkte Problemlösung in Angriff; sie neigen vielmehr zu passiv-reinterpretativen Verarbeitungsstrategien (nicht jedoch bei Billings/Moos). Folkman/Lazarus (1980) rufen in Erinnerung, dass Aussagen über den Einfluss des Alters – wie sicher aller soziodemografischen Merkmale – nur vor dem Hintergrund bestimmter Belastungen sinnvoll sind. Sie spekulieren beispielsweise, dass gegen Ende des Erwerbslebens eine Belastungsumschichtung von beruflichen Problemen hin zu gesundheitlichen Schwierigkeiten stattfindet.

Diese kurze Übersicht belegt keinen generellen Einfluss des Geschlechts auf die Belastungsverarbeitung. Mit hohem Alter dürfte dagegen eine Verschiebung zuungunsten problemorientierter Bewältigungsanstrengungen einhergehen. Das Umgekehrte gilt für Variablen, die hohen Status anzeigen, Einkommen und Bildung. Sie lassen mehr instrumentelles Verhalten erwarten, wenn auch den vorliegenden Befunden zufolge nicht in allen Problemlagen und eher graduell als kategorisch.

Neben dem Einkommen sind schulische Bildung und Berufsposition die wichtigsten Indikatoren des sozioökonomischen Status. Da Informationen über den ausgeübten Beruf bzw. die berufliche Stellung nicht vorliegen, werden hier ersatzweise Angaben zur beruflichen Bildung in die Auswertungen einbezogen.

Wegen der Schwierigkeit einer Rangbildung und der Unübersichtlichkeit der Ergebnisse bei der Behandlung als nominales Merkmal wurde hier eine Dichotomisierung vorgenommen: Als hohe Qualifikation werden Universitäts-, Fachhochschul- und Meisterabschlüsse gewertet, zur Vergleichskategorie gehören alle anderen und fehlende Qualifikationen. Das Lebensalter geht als dichotomisierte Variable ein, weil es Gründe gegen die Annahme linearer Alterseffekte gibt. Eine Beeinflussung des Bewältigungsverhaltens durch das Alter ist dergestalt denkbar, dass sich mit steigendem Alter Erfahrungen des Scheiterns häufen, da einerseits die Aussichten auf eine automatische Verbesserung der Lebensentwicklung (Karriere etc.) schwinden und eine Verschlechterung der Handlungsoptionen durch gesundheitlichen Abbau und schleichende Dequalifizierung wahrgenommen wird. Es kommt u. a. zur Wahrnehmung des Kontrollverlusts. Dieser Effekt wächst wahrscheinlich nicht linear an, sondern tritt gehäuft in einer späten Lebensphase zutage. Im höheren Alter, besonders nach Vollendung des 50. Lebensjahrs, dürfte er einen Niederschlag im Verhalten finden (vgl. Huinink/Diewald/Heckhausen 1994). Deshalb erfolgt hier eine Dummy-Kodierung des Alters in die Gruppe bis 50 Jahre und die Gruppe darüber.

3. Ergebnisse

Wer erlebt belastende Ereignisse? Zunächst ist zu erwähnen, dass jeweils mindestens ein Drittel der Befragten angab, die geschilderten Situationen erlebt zu haben, während beinahe zwei Drittel die Auseinandersetzung im Supermarkt aus eigener Erfahrung kennen. Alle Situationen werden mit einem Mindestmaß an Beunruhigung assoziiert. Auf einer vierstufigen Skala der subjektiven Belastungswahrnehmung mit Werten von 1 für keine Belastung bis 4 für hohe Belastung (Mittelwert also 2,5) erzielten sie durchschnittliche Scores von 2,6 bis 3,4; der drohende Jobverlust wird mit einem Wert von 3,8 offenbar fast ausnahmslos als sehr besorgniserregend eingeschätzt. Ist nun die Wahrscheinlichkeit, belastende Ereignisse zu erleben, von der Zugehörigkeit zur Armutpopulation, zu einem Geschlecht oder zu einer Bildungs- oder Altersgruppe abhängig?

Tabelle 3: Regression auf die Ereignislast

	(1) Einladung	(2) Supermarkt	(3) Anschaffung	(4) Behörde	(5) Jobverlust	(6) Anzahl Situationen
<i>Erlebt^a</i>	216	377	215	318	268	Ø 2.11
<i>Anteil^b</i>	32.6%	60.7%	32.5%	46.5%	38.9%	
<i>beta</i>						
Äquivalenz-Einkommen ^c	-0.25*	-0.02	-0.11*	-0.40*	-0.27*	-0.27*
hohe Qualifikation	-0.01	-0.08	-0.10*	-0.05	0.04	-0.06
Mann	0.03	-0.05	-0.02	-0.00	-0.07	-0.04
Alter	-0.18*	0.29*	-0.12*	-0.17*	0.05	-0.03
Kinder	-0.10	0.59*	0.01	-0.08	0.01	0.12*
L^2	33.499	125.369	21.356	76.440	34.769	
Df	5	5	5	5	5	
P	0.0001	0.0001	0.0007	0.0001	0.0001	
R^d	0.04	0.13	0.02	0.08	0.04	$R^2=13\%^*$
N	669	669	669	669	669	669

Datenbasis: Umfrage Alltag in Deutschland 1994

* signifikant bei $\alpha = 5\%$

^a ungewichtete Fallzahl der Probanden mit Expositionserfahrung

^b gewichteter Anteil der Probanden mit Expositionserfahrung

^c Äquivalenzeinkommen oder bedarfsgewichtetes Pro-Kopf-Einkommen (siehe Text)

^d Das Pseudo- R^2 wurde mit McFaddens Formel berechnet als $R^2 = 1 - (l_1/l_0)$ (Andreß/Hagenaars/Kühnel 1997), wobei l_1 das logarithmierte Likelihood des Modells mit und l_0 der entsprechende Wert ohne Kovariaten ist.

Tabelle 3 enthält die Ergebnisse einer logistischen Regression der Belastungsexposition auf Einkommen und soziodemografische Merkmale. Spalte (6) enthält OLS-Regressionsergebnisse für die Vorhersage der Anzahl erlebter Situationen. In diese Modelle musste eine weitere Kontrollvariable zugeschaltet werden. Da die Auseinandersetzung im Supermarkt Kinder im Haushalt voraussetzt, wurde eine Dummyvariable gebildet, die die Information enthält, dass Kinder unter 14 Jahren zum Haushalt der befragten Person gehören. Zur besseren intersituativen Vergleichbarkeit wird diese Variable in allen Situationsmodellen kontrolliert. Weil mit dem Alter kumulativ das Risiko steigt, jegliches Problem irgendwann einmal erlebt zu haben, geht das Alter hier abweichend von den weiteren Analysen als metrische Variable ein.

Positive Koeffizienten stehen in der Tabelle für ein höheres Expositionsrisiko. Eine Tendenz ist recht eindeutig abzulesen: Je höher das Einkommen, desto geringer das Risiko, dass den Probanden eine Belastungssituation widerfährt (standardisierter Koeffizient außer im Supermarkt von -0.11 bis -0.40), was sich auch in einer geringeren Zahl erlebter Situationen niederschlägt (beta = -0.27). Finanziell Bestergestellte haben also alle Belastungen weniger häufig erfahren.

In die gleiche Richtung zeigen die Effekte hoher beruflicher Qualifikation (akademische und Meisterabschlüsse, beta -0.01 bis -0.10), die aber bis auf eine Ausnahme dem statistischen Signifikanzkriterium (5%-Fehlerwahrscheinlichkeit) nicht genügen. Das Geschlecht besitzt keinen nennenswerten Einfluss auf das Expositionsrisiko (Koeffizienten -0.07 bis 0.03). Bei Kontrolle der anderen Variablen weisen Frauen also keine Erfahrungsunterschiede in bezug zu Männern auf.

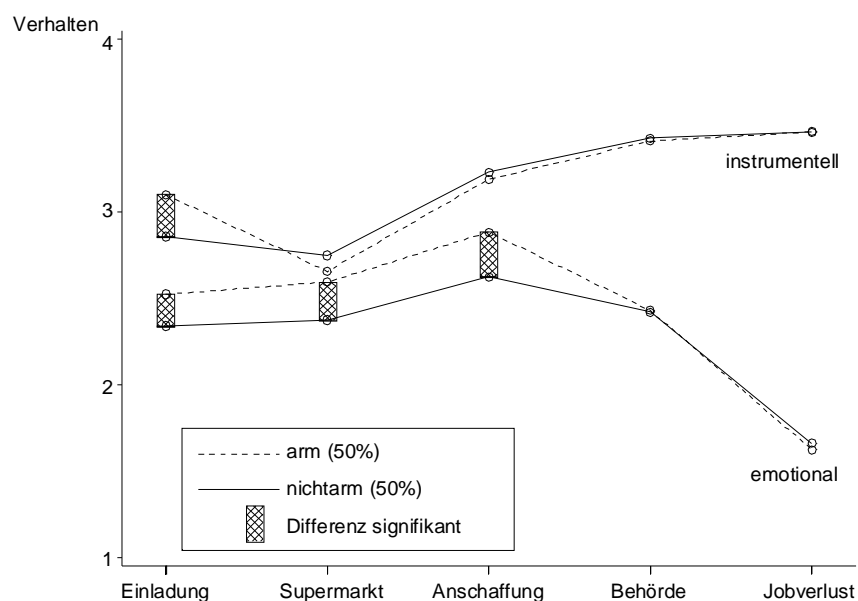
Das Alter strukturiert die Erfahrung insofern, als mit steigendem Lebensalter zumindest drei Situationen (Einladung: -0.18, Anschaffung: -0.12, Behörde: -0.17) seltener auftreten. Möglicherweise ist dies ein Indiz für eine Stabilisierung der Lebensverhältnisse mit dem Alter. Entweder haben sich die für Anschaffungen bedeutsamen finanziellen Verhältnisse konsolidiert, oder die Ansprüche reichen bei älteren Personen nicht über die Möglichkeiten hinaus; Behördengänge zum Sozialleistungsbezug sind infolge einer abgesicherten wirtschaftlichen Lage weniger oft nötig; schließlich engt sich auch der Bekanntenkreis ein, er fluktuiert weniger und die Geselligkeit findet in den eigenen vier Wänden statt, weshalb eine kostspielige Einladung unwahrscheinlicher wird. Dass mit dem Alter ein Konflikt an der Supermarktkasse häufiger erlebt wurde (0.29), wundert zunächst, da das Vorhandensein von Kindern im Haushalt ja kontrolliert wird.

Diese Variable bezieht sich allerdings nur auf Kinder, die zum Befragungszeitpunkt im Haushalt leben, und es ist anzunehmen, dass die älteren Befragten Erlebnisse angeben, die sie mit inzwischen nicht mehr im Haushalt lebenden Kindern hatten. Der starke Kindereffekt im Zusammenhang mit dem Supermarkt (0.59) ist trivial. Dass er auch auf die Anzahl erlebter Situationen signifikant ist (0.12), liegt nur an dieser einen Situation. Da es sich um standardisierte Koeffizienten handelt, sind die Einflüsse der verschiedenen Merkmale innerhalb der Situationsmodelle vergleichbar. Abgesehen vom Supermarktkonflikt gilt, dass Statuskomponenten,

vor allem das Einkommen, größere Effekte besitzen als die askriptiven demografischen Merkmale Geschlecht, Alter und Kinder im Haushalt.

Verhalten sich Arme anders? Die zentrale Frage dieses Beitrags muss differenziert beantwortet werden. In einem ersten Schritt soll eine bivariate Betrachtung erfolgen. Wenn sich Effekte einer „Kultur“ der Armut bei *den Armen* finden, sollten sie zu verminderten problemorientierten und gesteigerten emotionsorientierten Reaktionen tendieren. Die Abbildungen 1 und 2 zeigen die Situationsmittelwerte für die emotionsorientierten und problemorientierten Verhaltensindizes bei Trennung der Stichprobe nach Einkommens- bzw. Deprivationsarmen im Vergleich mit den jeweiligen Nichtarmen.⁴

Abbildung 1: Verhalten nach Einkommensarmut (50%-Armutsgrenze)

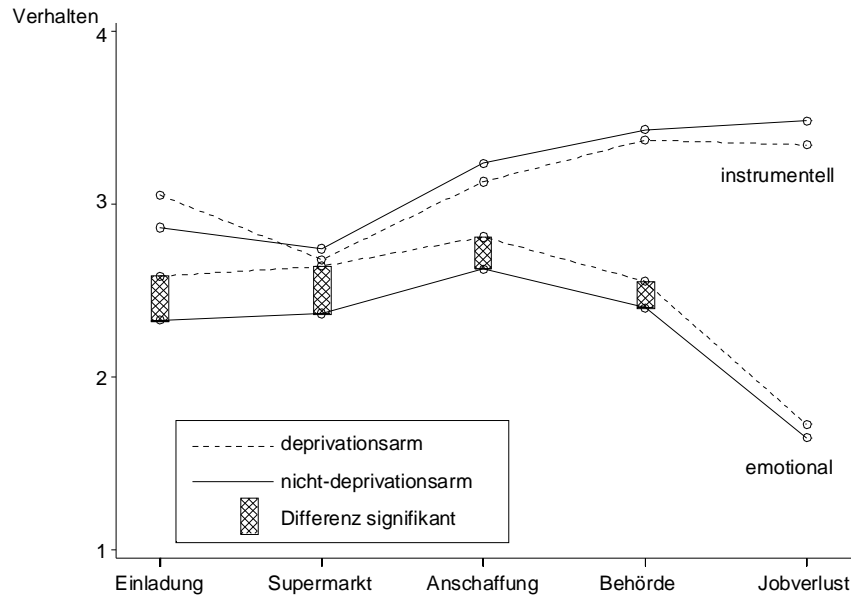


Datenbasis: Umfrage: „Alltag in Deutschland“ 1994

Mit einer Ausnahme (Einladung) steht keiner der beiden Armutsindikatoren mit auffälligen Unterschieden im instrumentellen Verhalten in Beziehung, denn Arme und Nichtarme weisen jeweils ähnlich große Werte auf. Bei diesem Ergebnis bleibt es auch, wenn statt der 50%- die 40%-Armutsgrenze, d. h. ein verschärftes Armutskriterium, verwendet wird. Wenn sich überhaupt eine der beiden Gruppen durch verminderte Problemorientierung hervorzuheben scheint, dann sind es die Deprivationsarmen, doch die Mittelwertunterschiede sind in keinem Fall signifikant. Dagegen sind, besonders in den Reaktionen auf die Einladung, den Supermarkt und die Anschaffung, bei den Armen höhere Neigungen zu emotionsorientiertem Verhalten

erkennbar. Diese Beobachtung gilt sowohl für Einkommens- als auch für Deprivationsarme.

Abbildung 2: Verhalten nach Deprivationsarmut



Datenbasis: Umfrage: „Alltag in Deutschland“ 1994

Auf einer analytischen statt nur deskriptiven Ebene kann man nun in einem zweiten Schritt fragen, welchen Einfluss das *Merkmal* Armut bei multivariater Betrachtung neben anderen Faktoren besitzt. Die Tabellen 4 und 5 zeigen Ergebnisse einer Regression auf problem- und emotionsorientiertes Verhalten. Als Prädiktoren enthalten die Modelle das Äquivalenzeinkommen und Deprivationsarmut. Sie kontrollieren das Geschlecht, höheres Alter (über 50 Jahre alt) und hohe Qualifikation.

Tabelle 4: Sozialstrukturelle Variation des problemorientierten Verhaltens

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
<i>beta</i>					
Mann	-0.12*	-0.19*	-0.08	-0.16*	-0.04
über 50	-0.11*	-0.00	-0.08*	-0.03	-0.18*
hohe Qualifikation	0.04	-0.04	0.04	-0.02	0.06
Äq.-Einkommen	0.05	0.13*	-0.04	0.00	0.01
Depr.-Armut	0.10*	0.01	-0.05	-0.04	-0.05
R^2	3 %*	5 %*	2 %*	3 %*	4 %*
N	644	625	648	648	648

Datenbasis: Umfrage „Alltag in Deutschland“ 1994

* signifikant bei $\alpha=5\%$

Tabelle 5: Sozialstrukturelle Variation des emotionsorientierten Verhaltens

	Einladung	Supermarkt	Anschaffung	Behörde	Jobverlust
<i>beta</i>					
Mann	-0.03	-0.02	0.02	-0.11*	0.07
über 50	0.17*	0.18*	0.19*	0.24*	0.11*
hohe Qualifikation	-0.16*	-0.14*	-0.08	-0.15*	-0.11*
Äq.-Einkommen	-0.08	-0.02	-0.09*	0.05	-0.00
Depr.-Armut	0.07	0.12*	0.05	0.06	0.01
<i>R</i> ²	8 %*	8 %*	6 %*	10 %*	3 %*
<i>N</i>	644	625	648	648	648

Datenbasis: Umfrage „Alltag in Deutschland“ 1994

* signifikant bei $\alpha=5\%$

In diesen Modellen verschwinden die meisten der vormals signifikanten Effekte des Einkommens und der Deprivationsarmut, und von systematischen Wirkungen kann nicht mehr die Rede sein. Trotz einzelner signifikanter Koeffizienten, auf die hier nicht detailliert eingegangen werden soll, sind die Befunde insgesamt zu instabil, um die Annahme zu stützen, Arme wiesen Defizite im problemadäquaten Bewältigungsverhalten auf und reagierten problemabgewandt.

Dagegen zeigen andere soziodemografische Variablen durchaus Einflüsse. Frauen etwa ergreifen im Gegensatz zu landläufigen Stereotypen und zu den in der Literatur berichteten Befunden durchweg mehr problemorientierte Strategien als Männer (beta -0.04 bis -0.19). Ein Zusammenhang des Geschlechts mit palliativem Verhalten wird nur in einem Fall (Behördengang, beta -0.11) sichtbar. Es erhärtet sich die Vermutung, dass das Alter zu einer Verschiebung der Verhaltensfunktionalität führt, denn Personen im Lebensalter über 50 legen konsistent mehr emotionsorientierte Reaktionen an den Tag als jüngere (beta 0.11 bis 0.24), und sie reagieren in drei Situationen signifikant weniger problemorientiert (Jobverlust: -0.18, Einladung -0.11, Anschaffung -0.08). Es war vermutet worden, eine höhere berufliche Bildung führe zu problemgerichteten Reaktionen. Dafür finden sich jedoch keine Belege (beta -0.04 bis 0.06). Allerdings mindert dieser Faktor emotionales Bewältigungsverhalten, wie an den fünf negativen Koeffizienten (-0.08 bis -0.16, davon 4 signifikant) in Tabelle 5 zu erkennen ist.

Gegen diese Befunde könnten zwei Einwände erhoben werden. Erstens ist es denkbar, dass wegen der Überlappung von Einkommen und Deprivationsarmut in einem Modell, das beide Variablen einbezieht, ihr „wahrer“ Einfluss unterschätzt wird (54 % der Einkommensarmen sind auch deprivationsarm, 51 % der Deprivationsarmen sind ebenfalls einkommensarm). Würden die Parameter des Einkommens in einem Modell ohne Deprivationsarmut berechnet, so könnte man argumentieren, dann würden sie um die gemeinsamen Anteile anwachsen. Das ist jedoch nicht der Fall. Es ändert sich in entsprechend reduzierten Regressionsmodellen, auf deren

Darstellung ich aus Platzgründen verzichte, nichts an den Effekten des Einkommens auf problemorientiertes Verhalten. Die (negativen) Koeffizienten zwischen Einkommen und emotionalem Verhalten steigen dem Betrag nach leicht, doch nur im Fall der Einladung übersteigt der Wert auch die Signifikanzschwelle, und alle Einkommenseinflüsse bleiben schwächer als die von Alter und Bildung.

Zweitens ließe sich im Sinne der „Kultur der Armut“ behaupten, es handele sich nicht um lineare Zusammenhänge, sondern um Extremgruppeneffekte, die nur am unteren Ende der Einkommensverteilung zu beobachten seien. Um dieser Möglichkeit nachzugehen, wurde in einer weiteren, hier nicht wiedergegebenen Analysereihe das bedarfsgewichtete Haushaltseinkommen durch ein Dummy für die Armutsposition unterhalb der 40%-Armutsgrenze, die auch als absolute oder extreme Armutsgrenze bezeichnet wird, ersetzt – eine Operationalisierung, die allerdings, wie bereits erwähnt, nicht wirklich Lewis' Begriff abbildet. Es traten wiederum nur wenige bemerkenswerte Veränderungen im Vergleich zu Tabellen 4 und 5 ein. Personen unter der Armutsgrenze zeigen nun im Supermarkt und bei der Anschaffung markant mehr emotionale Reaktionen, doch rechtfertigen diese Einzelbefunde sicher noch nicht die Verallgemeinerung, Arme verhielten sich – unter sonst gleichen soziodemographischen Voraussetzungen – weniger problemadäquat als Nichtarme.

4. Diskussion

Dieser Beitrag hat die Thesen der Kultur der Armut zum Anlass einer empirischen Untersuchung der Frage genommen, ob eine nach materiellen Kriterien definierte Armutspopulation Spuren inadäquater Verarbeitungsmuster und fatalistischer Reaktionen auf ökonomische Probleme aufweist. Die Frage wurde um den Aspekt des Expositionsrisikos erweitert, da ein erhöhtes Belastungsaufkommen nicht nur ein gesteigertes Maß von Stresssymptomen erklärt, sondern auch auf eine reduzierte Fähigkeit hinweist, Belastungskonstellationen schon im Vorfeld zu entschärfen und damit Bewältigungsreaktionen unnötig zu machen. Es wurde bei der Abgrenzung der Armutsbevölkerung nicht versucht, Hoffnungs- und Organisationslosigkeit und andere immaterielle Elemente der von Lewis beschriebenen Kultur der Armut – die eigentliche „Kultur“ – zu operationalisieren, da eine Frage nach Verhaltenseffekten der Armut dadurch tautologisch geworden wäre.

Als wichtigstes Ergebnis ist festzuhalten, dass die Armen als ein konkreter Personenkreis sich nicht weniger problemadäquat verhalten als der Bevölkerungsquerschnitt. Allerdings neigen sie offenbar in manchen Situationen zu heftigeren emotionsbezogenen Reaktionen. Betrachtet man Einkommen als ein analytisches Merkmal, verflüchtigt sich dagegen auch dieser Effekt. Es handelt sich dabei keineswegs um einen Widerspruch, denn das multivariate Modell erläutert nur, warum Arme sich so verhalten. Nicht niedriges Einkommen als solches zeichnet für die Besonderheiten verantwortlich, sondern die in der Armutspopulation gegebene Kombination aus ungünstigen Drittvariablen, etwa hohes Alter und geringe Qualifikation. Die Ausgangshypothese 1 dieses Beitrags muss daher zurückgewiesen werden.

Dieser Befund stellt ein kleines, aber wichtiges Element einer Armutskonzeption in Frage, die aus dem Verhalten der Armen die Ursache der Verstetigung ihrer Benachteiligung entwickelt. Dass die Armen Probleme ebenso sachbezogen angehen wie die nichtarme Bevölkerung, widerspricht der Annahme, sie ließen Chancen verstreichen und verharrten perspektivlos in ihrem Zustand, und räumt durchaus die Möglichkeit des Ausstiegs aus der Armut ein, wenn sich nur Gelegenheiten zeigen.

Das Ergebnis deckt sich mit Befunden aus Längsschnittuntersuchungen in den USA (Corcoran et al. 1985), denen zufolge alle Kernannahmen der Subkulturthese empirisch widerlegt sind: Weder Wohlfahrtsabhängigkeit noch Langzeitarmut sind intergenerativ „erblich“, d. h.: sie werden nicht von Elternhaushalten an junge Erwachsene weitergegeben; auch bei Armut der Eltern sind Kinder zu beträchtlicher Aufwärtsmobilität fähig; ein konsistenter Zusammenhang zwischen ökonomischer Motivation der Eltern und ökonomischem Erfolg der Kinder kann nicht nachgewiesen werden; es existieren zwar Motivationsunterschiede zwischen Haushaltsvorständen mit hohem und niedrigem Einkommen, doch sind sie nicht Ursache späteren Erfolgs oder Misserfolgs, sondern Folge früherer Ereignisse. Und die Armutspopulation weicht in den wichtigsten soziodemografischen Merkmalen stark von dem ab, was als typisch für die Kultur der Armut angesehen wird.

Auch ist das Ergebnis gut vereinbar mit Längsschnittstudien über Armutsverläufe, vor allem über Sozialhilfekarrieren, wie sie in der Bundesrepublik etwa von einer Bremer Arbeitsgruppe angestellt wurden (Leibfried et al. 1995, Ludwig/Leisering/Buhr 1995, Ludwig 1996). Sowohl Sozialhilfebedürftigkeit als auch Einkommensarmut bilden ihnen zufolge trotz ihres zunehmenden Gesamtumfangs in biografischer Betrachtung vorwiegend begrenzte Episoden, im Fall des Sozialhilfebezugs beispielsweise mehrheitlich mit einer Dauer von weniger als einem Jahr, und keine Dauerzustände.

Die Autoren zweifeln nicht nur die mit der Subkulturthese der Armut unterstellte Verfestigung an, sondern auch die Tendenz zur Ausbildung nachteiliger Einstellungen. Sie identifizieren in einer qualitativen Studie drei Bewältigungsmuster: (1) die aktive Überwindung der Sozialhilfe vor dem Hintergrund heterogener Problemprofile, bei der Hilfebezieher selbst auf die Beendigung des Bezugs der Leistung hinarbeiten, die sie oft nur als eine kalkulierte Option unter mehreren möglichen in Anspruch nehmen und die keine Folgeprobleme eigener Art erzeugt; (2) die aktive Bewältigung eines dauerhaften Lebens in der Sozialhilfe, deren Bezug als rentenähnliche Existenzsicherung wegen schwer zu beeinflussender Probleme (Alleinerziehung, Langzeitarbeitslosigkeit älterer und kranker Personen, geringe Rentenansprüche älterer Frauen) mittelfristig oder dauerhaft unausweichlich ist, die aber weder zur Resignation noch zu sozialer Desintegration oder sonstigen Auffälligkeiten führt; dann schließlich (3) die Verfestigung der Sozialhilfe, bei der ein vorwiegend aus gering qualifizierten, allein stehenden, männlichen jüngeren Langzeitarbeitslosen bestehender Personenkreis in soziale Isolation, Langeweile und

Hoffnungslosigkeit verfällt, sich als Opfer empfindet, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfebezug und ihre Begleitumstände passiv „erleidet“ und nicht einmal für kleine alltägliche Probleme Lösungen findet.

Quantitativ bedeutsam sind lediglich die beiden ersten Muster, während das Dritte, das alleine Züge einer passiven Grundhaltung trägt und wenig Bemühung um eine zweckdienliche Auseinandersetzung mit der problematischen Lebenslage erwarten lässt, höchstens ein Zehntel der Sozialhilfebezieher umfasst (vgl. auch Hauser 1995: 12).

Die Ausgangshypothese 2 wird dagegen von den vorliegenden Ergebnissen gestützt. Insofern die Erfahrung mit den fünf exemplarischen Alltagssituationen eine realistische Operationalisierung des Expositionsrisikos für ökonomische Stressoren ist, steht dieses Risiko in klarem Zusammenhang mit materiellen Schichtungsaspekten, denn mit höherem Einkommen sinkt und mit vorliegender Deprivationsarmut steigt die berichtete Expositionshäufigkeit. Ob dafür schlicht die bessere finanzielle Situation oder eine effektivere vorausschauende Belastungsverarbeitung ausschlaggebend ist, kann mit den verfügbaren Daten leider nicht zuverlässig beantwortet werden.

Die volle Bedeutung dieses Befunds erschließt sich erst, wenn man sich den Inhalt der Situationen vor Augen führt. Denn bei näherer Betrachtung geht es um mehr als die triviale Erkenntnis, dass mit sinkendem Einkommen die Häufigkeit steigt, mit der Haushalte in Situationen verwickelt werden, in denen das Geld knapp ist. Die geschilderte Einladung zum gemeinsamen Essen bedeutet nicht nur eine Konsumhandlung, sondern ebenso die Pflege von Sozialkontakten.

In der Quengelszene im Supermarkt geht es oberflächlich um einen unbedeutenden Kaufakt, darüber hinaus aber besonders für das Kind um unmittelbaren Lustgewinn oder die Teilnahme an in der peer group üblichen Konsumstandards, deren eventuelle Verweigerung den Eltern Minderwertigkeitsgefühle verursacht, wenn sie sie aus finanziellen und nicht aus erzieherischen Erwägungen durchsetzen müssen.

Die Reihe ließe sich leicht über den drohenden Einstieg in eine risikoreiche Schuldnerkarriere im Zusammenhang mit der größeren Haushaltsanschaffung, über den als beschämend empfundenen Behördengang und über die beängstigende Arbeitslosigkeit, deren tatsächliche psychische und soziale Folgen bekannt sind (siehe etwa Kieselbach 1994), fortsetzen. Mit den vorhandenen Daten lässt sich zeigen, dass diese Weiterungen der auf den ersten Blick ökonomischen Probleme in beträchtlichem Maß als belastend empfunden werden. Wenn ein Zusammenhang des Expositionsrisikos mit Einkommens- und Deprivationsarmut belegt werden konnte, ist wohl der Schluss zulässig, dass Arme erhöhtem emotionalem Stress ausgesetzt sind.

Anmerkungen

- 1 Oschmiansky/Kull/Schmid (2001) arbeiten den Zusammenhang solcher Debatten mit Wahlen und anderen Ereignissen heraus.
- 2 Auch Cohen (1987), Ferring/Filipp (1989) und Endler/Parker (1990) berichten derartige psychometrische Schwierigkeiten.
- 3 Zur Übersicht über gebräuchliche Verfahren siehe Klein (1986).
- 4 Es handelt sich nicht um wirklich verschiedene Subgruppen, weil sich Einkommens- und Deprivationsarmut überlappen.

Literatur

- Albrecht, G., 1969: Die „Subkultur der Armut“ und die Entwicklungsproblematik. S. 430-471 in: König, R. (Hrsg.), *Aspekte der Entwicklungssoziologie*. (Sonderheft 13 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Alexander, Ch.B./Beker, H.J., 1978: The Use of Vignettes in Survey Research. *Public Opinion Quarterly* 42/1: 93-104.
- Andreß, H.-J./Burkatzki, E./Lipsmeier, G./Salentin, K./Schulte, K./Strengmann-Kuhn, W., 1999: *Leben in Armut: Analysen der Verhaltensweisen armer Haushalte mit Umfragedaten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Andreß, H.-J./Hagenaars, J.A./Kühnel, St., 1997: *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten*. Berlin u.a.: Springer.
- Billings, A.G./Moos, R.H., 1981: The Role of Coping Responses and Social Resources in Attenuating the Stress of Life Events. *Journal of Behavioral Medicine* 4/2: 139-157.
- Bundesregierung, (Hrsg.), 2001: *Lebenslagen in Deutschland: Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.
- Cohen, F., 1987: Measurement of Coping. S. 283-305 in: Kasl, S.V./Cooper, C.L. (Hrsg.), *Stress and Health: Issues in Research Methodology*. New York: Wiley.
- Corcoran, M./Duncan, G.J./Gurin, G./Gurin, P., 1985: Myth and Reality: The Causes and Persistence of Poverty. *Journal of Policy Analysis and Management* 4/4: 516-536.
- Coser, L.A., 1992: Soziologie der Armut: Georg Simmel zum Gedächtnis. S. 34-47 in: Leibfried, St./Voges, W. (Hrsg.), *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dohrenwend, B.S., 1973: Social Status and Stressful Life Events. *Journal of Personality and Social Psychology* 28/2: 225-235.
- Döring, D./Hanesch, W./Huster, E.-U. (Hrsg.), 1990: *Armut im Wohlstand*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Endler, N.S./Parker, J.D.A., 1990: Multidimensional Assessment of Coping: A Critical Evaluation. *Journal of Personality and Social Psychology* 58/5: 844-845.
- Ferring, D./Filipp, S.-H., 1989: Bewältigung kritischer Lebensereignisse: Erste Erfahrungen mit einer deutschsprachigen Version der „Ways of Coping Checklist“. *Zeitschrift für differentielle und diagnostische Psychologie* 10/4: 189-199.
- Finch, J., 1987: Research Note: The Vignette Technique in Survey Research. *Sociology* 21/1: 105-114.

- Fleishman, J.A., 1984: Personality Characteristics and Coping Patterns. *Journal of Health and Social Behavior* 25/2: 229-244.
- Folkman, S./Lazarus, R.S., 1980: An Analysis of Coping in a Middle-Aged Community Sample. *Journal of Health and Social Behavior* 21/3: 219-239.
- Folkman, S./Lazarus, R.S./Dunkel-Schetter, Chr./DeLongis, A./Gruen, R.J., 1986a: Dynamics of a Stressful Encounter: Cognitive Appraisal, Coping and Encounter Outcomes. *Journal of Personality and Social Psychology* 50/5 992-1003.
- Folkman, S./Lazarus, R.S./Gruen, R.J./DeLongis, A., 1986b: Appraisal, Coping, Health Status, and Psychological Symptoms. *Journal of Personality and Social Psychology* 50/3: 571-579.
- Goetze, D., 1992: ‚Culture of Poverty‘ – Eine Spurensuche. S. 88-103 in: Leibfried, St./Voges, W. (Hrsg.), *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*. (Sonderheft 32 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hanesch, W./Krause, P./Bäcker G., 2000: *Armut und Ungleichheit in Deutschland: der neue Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hauser, R., 1995: Das empirische Bild der Armut in der Bundesrepublik Deutschland - ein Überblick. *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 31-32/95: 3-13.
- Huinink, J./Diewald, M./Heckhausen, J., 1994: Zum Zusammenhang zwischen Kontrollüberzeugungen und Kontrollstrategien ostdeutscher Erwachsener mit deren Lebensverläufen und Wendeerfahrungen. *Arbeitsbericht 15/1994 des Projekts Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR*. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- Ilfeld, F.W., 1980: Coping Styles of Chicago Adults: Description. *Journal of Human Stress* 6/2: 2-10.
- Kangas, O./Ritakallio, V.-M., 1998: Different Methods – Different Results? Approaches to Multidimensional Poverty. S. 167-203 in: Andreß, H.-J. (Hrsg.), *Empirical Poverty Research in a Comparative Perspective*. Ashgate: Aldershot.
- Kieselbach, Th., 1994: Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem - auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. S. 233-263 in: Montada, L. (Hrsg.), *Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit*. Frankfurt: Campus.
- Klein, Th., 1986: *Äquivalenzskalen – Ein Literatursurvey*. Frankfurt a.M./Mannheim: SFB 3, Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik, Arbeitspapier Nr. 195.
- Lazarus, R.S./Folkman, S., 1984: *Stress, Appraisal, and Coping*. New York: Springer.
- Lazarus, R.S./Launier, R., 1978: Stress-Related Transactions between Person and Environment. S. 287-327 in: Pervin, L.A./Lewis, M. (Hrsg.), *Perspectives in Interactional Psychology*. New York: Plenum.
- Leibfried, St./Leisering, L./Buhr, P./Ludwig, M./Mädje, E./Olk, Th./Voges, W./Zwick, M., 1995: *Zeit der Armut: Lebensläufe im Sozialstaat*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lewis, O., 1966: The Culture of Poverty. *Scientific American* 215/4: 19-25.
- Lipsmeier, G., 1995: Zur Messung von Armut: Das Konzept der subjektiven Deprivation. Eine empirische Betrachtung mit Umfragedaten. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. (unveröffentlichte Diplomarbeit).

- Ludwig, M./Leisering, L./Buhr, P.; 1995: Armut verstehen: Betrachtungen vor dem Hintergrund der Bremer Langzeitstudie. Aus Politik und Zeitgeschichte B 31-32: 24-34.
- Ludwig, M., 1996: Armutskarrieren: Zwischen Abstieg und Aufstieg. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- McLeod, J.D./Kessler, R.C., 1990: Socioeconomic Status Differences in Vulnerability to Undesirable Life Events. *Journal of Health and Social Behavior* 31/2: 162-172.
- Mummendey, H.-D., 1987: Die Fragebogen-Methode: Grundlagen und Anwendungen in Persönlichkeits-, Einstellungs- und Selbstkonzeptforschung. Göttingen: Hogrefe.
- Oschmiansky, F./Kull, S./Schmid, G., 2001: Faule Arbeitslose? Politische Konjunkturen einer Debatte. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Discussion Papers; FS I 01 - 206).
- Pearlin, L.I./Schooler, C., 1978: The Structure of Coping. *Journal of Health and Social Behavior* 19/1: 2-21.
- Perrez, M./Reichert, M., 1992: A Situation-Behavior Approach to Stress and Coping. S. 17-38 in: Perrez, M./Reichert, M. (Hrsg.), Stress, Coping, and Health: A Situation-Behavior Approach: Theory, Methods, Applications. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Rommelspacher, Th., 1989: Kultur – Subkultur – Kultur der Armut? Kritische Überprüfung einer Konzeption. S. 93-110 in: Breckner, Ingrid et al. (Hrsg.), Armut im Reichtum: Erscheinungsformen, Ursachen und Handlungsstrategien in ausgewählten Großstädten der Bundesrepublik. Bochum: Germinal.
- Rossi, P.H./Nock, St.L., 1982: Preface. S. 7-14 in: Rossi, P.H./Nock, St.L. (Hrsg.), Measuring Social Judgments: The Factorial Survey Approach. Beverly Hills, Cal.: Sage.
- Salentin, K., 1999: Der soziale Kontext der Verarbeitung ökonomischer Belastungen. Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie Dissertation.
- Simmel, G., 1908: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. (Darin: Siebentes Kapitel: Der Arme. S. 345-375). Berlin: Duncker & Humblot.
- Townsend, P., 1979: Poverty in the United Kingdom: A Survey of Household Resources and Standards of Living. Berkeley u.a.: University of California Press.
- Ulbrich, P.M./Warheit, G.J./Zimmerman, R.S., 1989: Race, Socioeconomic Status, and Psychological Distress: An Examination of Differential Vulnerability. *Journal of Health and Social Behavior* 30/1: 131-146.

Dr. Kurt Salentin, *Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Postfach 100 131, 33501 Bielefeld.*

E-mail: salentin@sozjur.uni-bielefeld.de